

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Max Landorff**  
**Die Stunde des Reglers**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2012

## **Prolog**

Der Mann redete auf die Hunde ein. Schon seit einer halben Stunde tat er das, da sie etwas müde wirkten, jetzt, am Ende der langen Tagestour. Er wollte sie auf den letzten Metern aufmuntern. Seine Worte galten vor allem dem Leithund an der Spitze des Gespannes, einem großen braunen Canadian Husky, der es ihm gelegentlich durch einen Blick über die Schulter dankte. Heja, Igor, zeig, was du für einer bist, komm, weiter, auf dich kann man sich verlassen ... Solche Sachen sagte der Mann. Er musste laut reden, fast schreien, denn nicht nur sein Körper, sondern auch sein Kopf war dick vermummt. Das Gesicht steckte in einer Art Strumpfmassage, zwei Schlitze für die Augen, eine Schneebrille darüber. Auf dem Kopf trug er eine Fellmütze, die unterm Kinn zugebunden war, und darüber noch die Kapuze des Daunen-anoraks.

Es war der 2. Dezember, der Tag vor dem ersten Advent, nachmittags gegen vier. Der Mann stand auf einem Hundeschlitten, die Füße in unförmig dicken Schuhen auf den verlängerten Kufen, die Hände in unförmig dicken Handschuhen an zwei Haltegriffen. Sein Schlitten war drei Meter lang, hochbepackt mit Proviant und Gerätschaften. Davor liefen die sechs Hunde, immer zwei nebeneinander in einem ausgeklügelten System aus Nylonschnüren. Gleichmäßig strampelten sie in ihren Geschirren, ihr Atem produzierte kleine Dampfwolken, ihre Pfoten wirbelten den Pulverschnee auf,

so dass eine feine weiße Gischt entstand und das Gefährt wie ein Boot wirken ließ, das übers Wasser schoss.

Die Sonne war schon untergegangen. Um diese Jahreszeit hielt sie sich im Norden Schwedens nur fünf Stunden pro Tag am Himmel. Aber ein fetter Vollmond beleuchtete die Szenerie. Die Luft war klar, und es war relativ warm, nur 20 Grad unter null. Seit Stunden bewegte sich der Schlitten durch eine Landschaft, die vor allem eines war: weiß. Über zugefrorene Flussbetten war er gefahren, die ausgesehen hatten wie verlassene Straßen, Wälder hatte er durchquert, in denen die Fichten wie eisige weiße Skulpturen aufgereiht waren. Jetzt ging es leicht bergab über eine freie Fläche auf einem Bergrücken.

Der vermummte Mann, den hier alle nur unter seinem Vornamen Krister kannten, war nicht allein unterwegs. Er führte einen kleinen Konvoi von sechs weiteren Schlitten an. Sie folgten ihm in derselben Spur wie Knoten in einer Schnur, in jeweils ungefähr dreihundert Meter Abstand. Eine kleine Reisegruppe, die sich hier am ersten Wochenende der Weihnachtszeit auf ihr Ziel freute, eine unter Schnee begrabene Holzhütte ohne Strom. Krister mochte diese besondere Tour mit dem Adventsfeuer als Höhepunkt, weil sie besondere Menschen zusammenführte. Wer kam schon auf die Idee, ausgerechnet zu dieser Zeit eine solche Fahrt zu buchen? Wer um diese Zeit in den Norden aufbrach und sich auf einen Hundeschlitten stellte, war an einer besonderen Zwischenstation seines Lebens angelangt. So jedenfalls schien es Krister. Die Gespräche abends vorm Feuer in den Hütten waren anders als bei anderen Touren und die Stimmung immer ein spezielles Erlebnis. Der erste Schlitten hinter Krister wurde von einer jungen Frau aus Berlin gesteuert, die gerade von ihrem Freund verlassen worden war, obwohl schon ein gemeinsamer Skiurlaub mit Eltern und Schwiegereltern geplant war. Ganz hinten in der Reihe fuhr ein älterer allein stehender Mann aus Kopenhagen, Besitzer eines Elektroladens. Er

hatte die Reise in einem Preisausschreiben gewonnen – für zwei Personen natürlich, aber er hatte keine zweite Person gefunden, die sie mit ihm hatte antreten wollen.

Seit vier Tagen waren sie unterwegs. Die Leute hatten gelernt, mit den Hunden umzugehen – wie man sie anspannte, ausspannte, fütterte, fürs Nachtlager ankettete. Sie wussten inzwischen, was zu tun war, wenn man eine Hütte erreichte. Wie man sie vom Schnee befreite, ein Feuer im Ofen machte, Schnee auftaute, damit man Wasser hatte – und wie man aus dem gefrorenen Proviant eine Mahlzeit zubereitete. Die Hütte heute würde etwas größer sein als sonst, man würde morgen einen Ruhetag einlegen und die abendliche Party vorbereiten.

Krister betrieb sein Unternehmen seit über zehn Jahren, er war also ein erfahrener Musher, wie die Hundeschlittenführer hießen. Als die Hütte im Mondlicht vor ihm auftauchte, sah er sofort, dass etwas nicht stimmte. Den Hütteneingang konnte er nicht sehen, nur die von hohen Schneewehen umgebene Rückseite und das im Weiß eingegrabene Dach. Aber er sah, dass die Tür des Brennholzschuppens offen stand und dass der Korb, den man zum Scheitholen benutzte, davor im Schnee lag. Das System mit den Unterkünften im riesigen, einsamen Gebiet des Sånfjället-Nationalparks funktionierte gut, aber es funktionierte nur, weil sich alle, die einen Schlüssel hatten, an die Regeln hielten. Die Wichtigste war, dass man die Hütte so verließ, wie man sie vorgefunden hatte. Sauber, mit frischem Brennholzvorrat – und verschlossen.

Stå. Das Kommando für seine Hunde, anzuhalten. Krister hob die Hand als Zeichen für seine Gruppe, dass sie aufschließen und ebenfalls anhalten sollten. Er wies die Leute an, die Schneeanker in den Boden zu schlagen und bei ihren Schlitten zu warten. Er selbst fuhr auf die Hütte zu. Was er dort vorfand, musste er später bei der Polizei sehr genau zu Protokoll geben: ein umgestürzter Schlitten

vor dem Eingang der Hütte, ein einzelner, halbverhungertes knurrender Hund, der noch in seinem Geschirr hing, die rechte Vorderpfote gebrochen. Die offene Tür zur Hütte. Er musste den Beamten mehrmals erklären, warum er den Mann, der drinnen am Boden lag, erst so spät entdeckt hatte. Weil es stockfinster war, weil er zwar eine starke Taschenlampe hatte, aber eben nur eine Taschenlampe. Weil er erst die Verwüstungen im großen Gemeinschaftsraum inspizierte, die umgestürzten Tische und Bänke. Erst dann betrat er die offenen Zimmer mit den Stockbetten, die den Gemeinschaftsraum umgaben. Im zweiten fand er den Mann. Er lag auf der Seite, es war Blut am Boden. Der Mann war bekleidet, sein Gesicht weiß, kalt, leblos. Ein Toter, so schien es jedenfalls.

Früher war Krister Feuerwehrmann in Stockholm gewesen. Er hatte also gute Nerven und wusste, wie man in solchen Situationen vorging: mit Bedacht und klaren Prioritäten. Als Erstes breitete er zwei Decken über dem Mann aus, dann schnürte er die Ladung auf seinem Schlitten auf und förderte das alte Satellitentelefon zutage. Es gab hier kein Mobilfunknetz. Ein Rettungshubschrauber würde in 55 Minuten vor Ort sein. Danach kümmerte sich Krister um seine Reisegruppe. Die Hunde mussten versorgt, es musste Feuer gemacht werden.

24 Stunden später, am Abend des ersten Advents, bot die Hütte an dem sanften Bergrücken des Fjällduken ein anderes Bild. Drinnen war aufgeräumt, Feuer prasselte im Ofen und in zwei Kaminen. Gaslampen verbreiteten ein gemütliches Licht. Man war schon damit beschäftigt, den Rehrücken zuzubereiten, die erste Flasche Champagner war geöffnet.

200 Kilometer entfernt, auf der Intensivstation des Krankenhauses von Sundsvall, lag der Mann, den man in der Hütte gefunden hatte. Im Hubschrauber hatte man festgestellt, dass er noch lebte.

Er hatte zwei Schusswunden; eine Kugel hatte im Oberschenkel, die andere in der Lunge gesteckt, nah am Herzen. Man hatte ihn umgehend operieren müssen, auch wenn der Mann dramatisch unterkühlt gewesen war. Inzwischen wurde er beatmet und hing an einem riesigen Medikamentenbaum, wie die Metallständer mit den Infusionsflaschen genannt wurden. Die Ärzte waren sich nicht sicher, ob er überleben würde. Seine Identität war zunächst nicht festzustellen, er hatte keinen Ausweis bei sich oder sonstige Hinweise darauf, wer er war. Nur ein unbeschriftetes Kuvert hatte man in der Innentasche seines Anoraks gefunden und sichergestellt.

Es enthielt einen handgeschriebenen Brief. Das Papier war schon ziemlich zerknittert und mehrfach gefaltet, doch es war dickes, teures Papier. Der Inhalt bestand aus wenigen Worten in blauer Füllerschrift.

*Lieber Bruder,  
wir müssen reden. Der Zeitpunkt ist da.  $t_0 = \text{JETZT}$ .  
Luca.*



Teil 1

# **Vertrauen**





## **Mittwoch, 4. Oktober**

**(t<sub>0</sub> minus 58)**

Er hörte dieses schlagende Geräusch. Wieder und wieder. Etwas aus Holz schlug auf etwas aus ... Stein? Gabriel Tretjak versuchte, die Augen zu öffnen, aber es gelang ihm nicht, sosehr er sich auch anstrengte. Seine Lider fühlten sich an, als wären sie zugeklebt. In der Nase hatte er den Geruch von nassen Badeanzügen, vielen nassen Badeanzügen, die allesamt Frauen gehörten. Und wieder schlug etwas aus Holz auf etwas aus Stein.

Das menschliche Gehirn ist ein Spieler. Beim Übergang vom Schlaf zum Bewusstsein lässt es sich besonders viele Varianten einfallen. Manche Tage werden angeknipst wie Lichtschalter. Man öffnet die Augen, und die Nacht ist vorbei. Aber manchmal muss man noch eine Weile im Casino des Gehirns bleiben, wo Neurotransmitter mit unserem gesamten Leben spielen, ganz neue Wetten abschließen. Gabriel Tretjak hatte das Gehirn immer als eigenes Wesen betrachtet, bei sich selbst und bei anderen, ein Wesen, das im Kopf wohnte, das man sich zunutze machen

konnte, meistens, nicht immer. Es dauerte eine ganze Weile, bis Tretjak an diesem Morgen sein Gehirn dazu brachte, die Karten auf den Tisch zu legen.

Seine Augen waren nicht verklebt, sie waren schon offen. Aber der Raum, in dem er sich befand, war stockfinstern. Es war das Schlafzimmer im Haus seines Vaters. Und er lag im Bett seines Vaters, der seit einem Jahr tot war. Oben in der Küche schlug der Fensterladen, den man nicht festmachen konnte, gegen die Mauer. Es war Wind aufgekommen in der Nacht.

Er schloss die Augen wieder. Einen Moment wollte er bei den nassen Badeanzügen bleiben. Es kam nicht oft vor, dass ihn etwas aus seiner Kindheit nachts überfiel, und schon gar nicht aus der kurzen glücklichen Zeit dieser Kindheit – bevor die Katastrophen gekommen waren. Die Badeanzüge in der Umkleidekabine am Pool. Sein Bruder Luca hatte ihn immer wieder dort hingeschleppt. Ein kleines Holzhäuschen, reserviert für Hotelgäste, die schwimmen wollten. Es konnte immer nur von einer Person benutzt werden, man nahm seine Kleider nach dem Umziehen wieder mit. Doch mittags oder auch abends hängten die Gäste ihre nasse Badebekleidung an den Haken in der Kabine auf. Männer rechts, Frauen links. Luca und er lauerten kichernd hinter der Buchenhecke auf den richtigen Moment, dann schlichen sie hinein. Wie alt waren sie damals? Luca 15, er selbst sieben? Luca fasste die Anzüge an, fast ehrfürchtig, und er flüsterte ihm zu, welchen Frauen welches Teil gehörte: der großen Blondinen mit dem Riesenbusen zum Beispiel, oder der Tochter der dicken Deutschen, der Frau des Millionärs mit dem Porsche ... Der Geruch in dem Häuschen war eine Mischung aus Chlorwasser, von der Sonne aufgeheiztem Holz und dem

Duft der Frauen, ihren Parfums und Cremes. Für die beiden Jungs das aufregendste Gemisch, das man sich vorstellen konnte. Gabriel Tretjak versuchte sich zu erinnern, was sein Bruder ihm im Traum gesagt hatte. Aber er sah immer nur das Bild vor sich: Luca, der sich in der Kabine zu ihm umdrehte, seine dunklen Augen und dass er plötzlich fast erschrocken aussah, bevor er sprach.

Tretjak richtete sich im Bett auf, stellte die Füße auf den Holzboden, schlüpfte in die Lederpantoffeln seines Vaters, des toten, des ermordeten Vaters. Er durchquerte den finsternen Raum, öffnete das Fenster und stieß den dunkelgrünen Holzladen auf. Es war schon hell draußen. Er blickte auf die Uhr. 20 Minuten vor neun. In den ersten Wochen hier war er oft morgens einfach liegen geblieben. Eingemummelt in eine Decke und in ein Gespinnst aus Gedanken und Gefühlen. In letzter Zeit zwang er sich dazu, aufzustehen und eine Art Tagwerk zu beginnen, eine Hecke zu schneiden zum Beispiel oder Brennholz zu hacken. Auch eine kleine Steinmauer hatte er hochgezogen und einen toten Baum gefällt. Solche Dinge kosteten an diesem Ort viel Kraft und Zeit.

Das kleine Bauernhaus, in dem sein Vater die letzten Jahre seines Lebens verbracht hatte, befand sich in den italienischen Alpen. Es stand seit etwa hundert Jahren wie ein kleiner Turm im steilen Berg, direkt über dem Ort Maccagno am Lago Maggiore, dem großen Gletschersee. An seinen Ufern war es so warm, dass Palmen wuchsen, aber auf den Spitzen der Berge, die ihn umgaben, war es so kalt, dass der Schnee auch im Sommer liegen blieb. Das Haus bestand aus lediglich vier Räumen, Schlafzimmer und Bad im unteren Teil, darüber Wohnzimmer und Kü-

che. Eine Steintreppe verband die beiden Ebenen. Von jedem Raum aus konnte man ins Freie treten, auf kleine Terrassen. Von der Küche aus blickte Tretjak jetzt direkt über den Herd auf den See. Es war ein warmer, klarer Herbsttag, Mittwoch, glaubte er zu wissen. Mittwoch, der 4. Oktober, so sollte es auch später in den Polizeiprotokollen festgehalten werden. Unten in dem kleinen Hafen fuhr ein Segelboot auf den See hinaus, ein weißes Segel auf dem weißlich glitzernden Wasser.

Die kleine Espressokanne aus Metall, die auf dem Herd stand, zischte jetzt und brodelte. Tretjak öffnete den Kühl-schrank, holte eine Packung Milch heraus, goss sie in eine Tasse und schenkte darauf den heißen Kaffee. Dann setzte er die kleine Geschirrspülmaschine in Gang, in der ein paar benutzte Teller und Gläser der letzten Tage standen. Er zog die Jeans an, die über dem Stuhl hing, und ging hinaus auf die Veranda.

Zum ersten Mal hatte Tretjak diese Veranda am Tag der Beerdigung seines Vaters betreten. Das war schon über ein Jahr her. Von hier aus war er ins Haus gelangt, mit den Schlüsseln, die ihm die Polizei ausgehändigt hatte. Sprachlos und wie in Trance hatte er in den kargen Überresten des Lebens seines Vaters herumgestanden, im letzten Zuhause des Mannes, den er so gehasst hatte. Damals hatte er gedacht, nun sei alles vorbei, nun könne er neu beginnen. Wie froh er gewesen war, dass er nicht allein hatte herkommen müssen. Dass Fiona ihn begleitet hatte. Fiona ...

Vor Weihnachten war er dann noch einmal von München aus hierher an den Lago Maggiore gefahren. Eigentlich nur, um den Makler zu treffen, der das Haus für ihn verkaufen sollte. Und vielleicht noch, um den ein oder an-

deren Gegenstand mit zurückzunehmen. Vielleicht. Vergangenheit aufzuheben war noch nie seine Sache gewesen. Und diese hier schon gar nicht.

Das Besondere an dem Haus war, dass es an einem alten Eselsweg lag und nur zu Fuß zu erreichen war. Den winzigen alten Geländewagen seines Vaters entdeckte Tretjak erst später unter einer Plane. Als er damals vor Weihnachten oben angekommen war, hatte er drei Fehler gemacht. Zuerst hatte er sich auf die Veranda gesetzt, um zu Atem zu kommen. Er hatte über den See geblickt und den Geruch des winterlichen Waldes eingeatmet, der Erde, des Laubes auf dem Boden, den Duft des großen Rosmarinstrauches in dem Steintopf neben sich. Dann hatte er, als er im Haus war, in allen Kaminen Feuer angezündet. Und als alle drei brannten, das Holz krachte und es draußen dunkel wurde, da hatte er beschlossen, ein paar Tage zu bleiben. Niemand wartete auf ihn in München. Sein Leben dort war in die Luft gesprengt worden, die neue Wohnung bedeutete ihm nichts. Plötzlich schien ihm das Haus der richtige Ort für Weihnachten. Zwei Wochen später war der Makler des Auftrags enthoben, das Haus zu verkaufen. Und Ende Januar schleppte Tretjak insgesamt fünf schwere Rucksäcke den Berg hinauf, Kleidung, Bücher, Computer, ein kleines Teleskop. Das große stand noch immer in seiner Sternwarte auf einem Bauernhof bei München. Wahrscheinlich hatte es inzwischen Spinnweben angesetzt.

Graue Mauern durchzogen den Berg und das Grundstück, auf dem Tretjaks Haus stand. Aus Natursteinen errichtet, viele inzwischen halb eingestürzt und von Pflanzen überwuchert, erinnerten sie an die Zeit, als die Menschen an den steilen Hängen Landwirtschaft betrieben hatten.

Auch der Eselsweg wurde zum Berg hin von einer solchen Steinmauer beschützt, die von der Gemeinde in Schuss gehalten wurde. Den Weg selbst konnte man deshalb von Tretjaks Veranda aus nicht sehen, doch wenn ein Mensch darauf nach oben gelaufen kam, tauchte sein Kopf immer wieder zwischen den Büschen und Bäumen auf.

Der Hut, den Tretjak jetzt von der Veranda aus sah, war ein billiger Strohhut, von der Art, wie sie unten am See und an allen Stränden der Welt verkauft wurden. Er wippte auf und ab und bewegte sich ziemlich schnell vorwärts. Tretjaks Blick war inzwischen geübt, und er erkannte sofort, dass die Person unter dem Hut körperlich fit war. Er war ein wenig überrascht, als er schließlich sah, dass es eine Frau war, die sich da zügig näherte und schon die letzte Biegung vor seinem Haus erreicht hatte. Jetzt konnte er die ganze Gestalt sehen. Die Frau hatte eine kräftige, beinahe bullige Statur. Sie trug eine helle Leinenhose, eine weiße Bluse und eine Sonnenbrille. Ihre langen braunen Haare hatte sie im Nacken zu einem schweren Zopf geflochten, die Füße steckten in leichten Wanderschuhen. Tretjak schätzte ihr Alter auf etwa vierzig.

Der Weg war inzwischen ein markierter Wanderweg, man gelangte an Tretjaks Haus vorbei in etwa anderthalb Stunden Fußweg zu einem höher gelegenen Bauerndorf. Touristen gingen den Weg gelegentlich, um den Blick auf den See zu genießen, Einheimische benutzten ihn manchmal, um im Wald Pilze und Heidelbeeren zu sammeln. Unlängst hatte eine Pfadfindergruppe irgendwo dort oben ihr Camp aufgeschlagen. Wer Tretjaks Grundstück betreten wollte, musste unten beim Haus ein grüngestrichenes Holztor aufstoßen. Er wusste nicht, ob es sein Vater gewesen war oder der Vorbesitzer, der an diesem Tor eine

Vorrichtung angebracht hatte, wie es sie früher in kleinen Lebensmittelläden gegeben hatte. Wenn man die Tür öffnete, ertönte ein kurzes, etwas abgedämpftes Klingelgeräusch, ein angenehm tiefer Ton, der aber doch so laut war, dass man ihn überall gut hören konnte. Der Ton überraschte Tretjak in dem kleinen Schuppen, wo er seine Motorsäge aufbewahrte.

Als er zurück zur Veranda kam, stand die Frau mit dem Strohhut bereits dort. Sie hatte ihre Sonnenbrille abgenommen und schaute ihn aus auffallend dunkelblauen Augen an.

»Sie sind Gabriel Tretjak, nicht wahr?«, sagte sie mit dem unverkennbaren Akzent der Schweizer. Und fügte ein freundliches »Guten Morgen« hinzu. Ihr Blick schwenkte einmal über den Garten zum See. »Schön haben Sie es hier.«

Tretjak fiel auf, dass sie keine einzige Schweißperle auf der Stirn hatte und ihr Atem völlig normal war.

»Sind Sie Hochleistungssportlerin?«, fragte er.

»Nein«, sagte sie, »aber ich bin in Zermatt geboren und aufgewachsen, am Fuß des Matterhorns, 1600 Meter hoch.« Sie lachte, und Tretjak sah, dass sie eher fünfzig war, vielleicht sogar älter. »Ich heiße Sophia Welterlin«, sagte sie und schaute zu der Bank und dem Tisch. »Ich muss mit Ihnen reden, Herr Tretjak. Darf ich mich setzen?«

Tretjak nickte nur, stellte seine Motorsäge auf den Boden. Früher hätte er dieser Frau ein paar klare Fragen gestellt und sie entweder schnell abgewiesen oder höflicher empfangen. An seinem fast schon unbeholfenen Benehmen erkannte er, dass sein Eremitenleben nun schon eine ganze Weile andauerte.



Als sie sich am Tisch gegenüberßen, sagte Sophia Welterlin: »Ich komme aus der Nähe von Genf, und ich bin hier, weil ich Ihre Hilfe brauche. Die Hilfe des Reglers.«

Hätte ihn vorher jemand gefragt, wie er darauf reagieren würde, auf die Erwähnung seines früheren Lebens, auf die Bezeichnung für seinen Job, die nur wenige überhaupt kannten, er hätte etwas anderes vorhergesagt. Dass er sich freuen würde vielleicht, weil wieder irgendetwas von ihm wollte. Oder das Gegenteil, dass mit diesem einen Wort alles wieder hochkäme, der Hass, die Angst, die Verletzung, der ganze Wahnsinn, der abgelaufen war. Stattdessen empfand Gabriel Tretjak gar nichts. Er sah die Sommersprossen auf den Wangen dieser Frau, den blauen Himmel hinter ihr, den noch blauerer See unter ihr. Und er sagte: »Den Regler gibt es nicht mehr, Frau ...«

»Welterlin.«

»Frau Welterlin.«

Es entstand eine kurze Pause, dann sagte sie: »Wäre es zu viel verlangt, wenn Sie mir einen Kaffee anbieten würden?«

Tretjak lächelte und stand auf. In der Tür zur Küche drehte er sich um. »Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, dass ich noch nie in meinem Leben einen fremden Menschen zu mir nach Hause zu einem Kaffee eingeladen habe?«

»Das glaube ich Ihnen aufs Wort«, sagte sie ernst. »Ich weiß, dass Sie nicht der Typ dafür sind. Ich weiß ziemlich viel über Sie.« Und ohne dass er sie darum gebeten hatte, begann sie zu reden.

Er stand am Herd, mit dem Rücken zur offenen Tür, hantierte wieder mit der Espressokanne und hörte ihr zu, wie sie sagte, was sie sagte. Dass er viele Jahre sehr viel

Geld damit verdient habe, das Leben anderer Menschen zu regeln. Dass er mit diesem Geschäft in einer Grauzone unterwegs gewesen sei, rechtlich und moralisch. Und dass schließlich alles ein Ende gefunden habe mit einer Serie von Morden. Verübt, um Rache zu nehmen – an ihm.

»Ich habe das damals nicht verfolgt«, hörte er sie sagen.  
»Wissen Sie, ich interessiere mich nicht sehr für Verbrechen, und wir in der Schweiz sind sowieso immer etwas ab vom Schuss. Aber jetzt habe ich es alles noch mal nachgelesen. Sowohl die Münchner Kriminalpolizei als auch Sie selbst gingen eine Weile davon aus, dass Ihr Vater der Täter war, bis dann die Wahrheit ans Licht kam, die für Sie vielleicht noch schlimmer war.« Sie sagte noch etwas von dem Verständnis, das sie dafür habe, dass er sich so zurückgezogen hatte.

Der Kaffee war fertig, Gabriel Tretjak drehte das Gas am Herd ab. Immer wenn er das tat, jedes Mal, ohne Ausnahme, auch jetzt, dachte er wieder an das erste Mal damals im Haus. Wie Fiona beschlossen hatte, Kaffee zu kochen, und den kleinen gelben Gashahn unter der Spüle aufdrehte. Wie er das aus den Augenwinkeln bemerkt hatte. Dass sie diesen Hahn gefunden hatte, so schnell, so sicher. Zu schnell, zu sicher. Er wusste noch genau, dass sein Gehirn in diesem Moment gezögert hatte, wie ein Läufer an einer Weggabelung. Habe ich das gerade bemerkt? Oder habe ich es nicht bemerkt? Hier in dieser Küche hatte sie den Gashahn geöffnet und danach das Fenster. Und dann hatte sie etwas zu bewusst und deutlich so getan, als hielte sie nach Tassen Ausschau. Sie hatte ihren eigenen Fehler bemerkt. Es war dieser Moment gewesen, der ihm das Leben gerettet hatte. Weil sein Gehirn damals die richtige Entscheidung getroffen hatte. Nein, nicht die

bequeme Abzweigung in Richtung der warmen Gefühle, der Begriffe wie Liebe und Geborgenheit. Nein, nicht so tun, als hätte man das eben nicht bemerkt. Sein Gehirn hatte den anderen Weg genommen, und der hieß: Adrenalin, Herzrasen, Misstrauen, eine sofortige Kehrtwende all seiner Gedanken und Pläne.

Tretjak stellte die beiden Tassen Kaffee, den Zucker und die Milch auf ein kleines silbernes Tablett und trat wieder auf die Veranda. »Wenn Sie schon so viel wissen«, sagte er, »dann wissen Sie sicher auch, dass ich damals nur auf Empfehlung gearbeitet habe, auf persönliche Empfehlung. Und trotzdem die meisten Anfragen abgelehnt habe.«

»Oh, das weiß ich«, entgegnete Sophia Welterlin, als er sich setzte. »Ich habe eine Empfehlung.«

»Von wem?«

»Ich habe versprochen, es nicht zu sagen.«

Tretjak sah sie an. »Sehen Sie, Frau Welterlin«, sagte er, »selbst mit dem Regler von früher wären Sie so nicht zusammengekommen. Der hatte ein paar Prinzipien. Mit das wichtigste dabei war: keine Geheimnisse. Der Klient hat keine Geheimnisse vor mir. Ich kann in sein Leben nur eingreifen, wenn ich alles weiß. Entdecke ich ein Geheimnis, wird die Angelegenheit sofort beendet.«

Sie führte die Tasse zum Mund und trank langsam ein paar Schlucke.

»Was sind Sie von Beruf?«, fragte Tretjak, um das Thema zu beenden.

»Die meisten, die mich das fragen, bereuen es hinterher bitter«, antwortete sie. »Bei Ihnen könnte es anders sein. Ich bin Physikerin, theoretische Physik, Quantenphysik.«

»Frau *Doktor* Welterlin also«, sagte Tretjak.

»Frau Professor Doktor Doktor, wenn Sie es ganz genau wissen wollen«, sagte sie.

Unten an dem kleinen Hafen in Maccagno legte eine Passagierfähre ab. Die elegante »Alpino« mit ihren weiß-blauen Streifen auf ihrer nimmermüden Fahrt quer über den See. Oben auf der Veranda legte die Physikerin Sophia Welterlin ihr iPhone auf den Tisch. »Ich möchte, dass Sie sich etwas ansehen, Herr Tretjak, bitte.«

Tretjak würdigte das Telefon mit keinem Blick, sondern sah ihr in die Augen. »Von wem haben Sie die Empfehlung?«

Er spürte, dass sie überlegte.

Schließlich sagte sie: »Wenn ich es Ihnen sage ... Würden Sie es für sich behalten, unter allen Umständen?«

»Sie können sich bei mir vielleicht nicht auf vieles verlassen, aber auf meine Diskretion schon«, antwortete er. »Von wem haben Sie die Empfehlung?«

Diese Frau in der weißen Bluse, die hier hochgekommen war, ungebeten, unerwünscht, blickte ihn an und sagte mit fester Stimme: »Von Luca. Von Ihrem Bruder.«

Gabriel Tretjak dachte nicht an den Geruch der nassen Badeanzüge, an seinen Traum aus der Zeit, als sein Bruder für ihn noch sein Bruder gewesen war. Gabriel Tretjak dachte daran, dass er es früher genauso gemacht hätte wie Sophia Welterlin. Sie hatte ihn ohne Vorwarnung in seinem Leben überrumpelt, und sie hatte ihn jetzt mit einer Information schockiert, abgefeuert aus der Hüfte, bei einer Tasse Kaffee. So ging man vor, wenn man schnell Wirkung erzeugen wollte. Vielleicht machte sie es instinktiv richtig. Er, Tretjak, hatte sich solche Taktiken früher

erarbeitet, bei Verhörungsspezialisten, Verhaltenspsychologen, Gehirnforschern.

Er überlegte, ob er ihr den Gegner zeigen sollte, der er sein konnte. »Ich danke Ihnen für die Information, Frau Welterlin«, hätte er sagen können. »In diesem Moment ist unser Gespräch beendet. Trinken Sie in Ruhe den Kaffee aus und genießen Sie gern noch ein wenig die Aussicht. Sie verzeihen, wenn ich mich schon mal an die Arbeit mache. Es ist viel zu tun hier oben.« Stattdessen sah er sie schweigend an. Er spürte, dass sie genau diese Reaktion befürchtete: dass er abbrach, dass er sie wegschickte. Sophia Welterlin war keine Schönheit, jedenfalls nicht auf die Art, für die man diesen Begriff verwendete. Ihre Gesichtszüge waren ein wenig zu grob, bäuerlich konnte man sagen. Männer waren sicher kein besonderer Joker in ihrem Leben gewesen. Vieles, vielleicht alles von dem, was sie hatte, hatte sie sich erarbeitet, hatte sie sich selbst geschaffen. So sah sie aus. Aber sie sah auch so aus, als hätte sie dabei nie ihre Laune verloren. Sie strahlte etwas Zuversichtliches aus.

»Mir wurde gesagt, wenn man mal gar nicht mehr weiterweiß, dann sollte man mit Ihnen sprechen. Bitte, Herr Tretjak, sehen Sie sich das an und hören Sie mir zu.«

»Ihnen wurde gesagt ... Das heißt, Luca hat das zu Ihnen gesagt?«

Sie nickte stumm.

Zweimal pro Woche sprach Tretjak mit seinem Therapeuten, schon seit über einem Jahr. Der Therapeut war ein Freund, Treysa hieß er, wie der Ort in Hessen, aus dem er auch stammte. Stefan Treysa. Er wohnte und arbeitete in München. Seit Tretjak sich hier oben verkrochen hatte,

fanden die Sitzungen via Skype vorm Computerbildschirm statt. Mittwochs und freitags. Für heute Abend um 19 Uhr waren sie wieder verabredet. Immer wieder, wie ein Mantra, hatte Stefan Treysa wiederholt, dass Tretjak sich seiner Vergangenheit stellen müsse. Dass er mit seiner Methode, nach hinten immer alles abzuschneiden, nicht mehr weiterkomme, weil all die Dinge, die hinter ihm lägen, inzwischen wie Schlingpflanzen nach ihm griffen und ihn zu Fall bringen würden. Heute Abend um 19 Uhr würde Tretjak gelobt werden, weil er nicht die Flucht ergriffen hatte vor dem bloßen Namen seines Bruders. Ein Fortschritt, würde Stefan sagen. Aber war es das wirklich, ein Fortschritt?

In diesem Augenblick vibrierte Tretjaks Telefon in seiner Hosentasche. Es kam selten vor, dass er dranging. Meistens erkannte er schon an den Namen auf dem Display, dass es sich bloß um Echos aus seinem früheren Leben handelte, auf die er nicht die geringste Lust hatte. Der Name, der jetzt angezeigt wurde, gehörte zwar auch in die Vergangenheit, war aber eine Überraschung: Rainer Gritz, der Kriminalbeamte aus München, einer, der damals mit Tretjaks Fall befasst gewesen war. Nicht der Boss, aber der zweite Mann. Tretjak erinnerte sich an einen langen, relativ jungen Kerl, der für die Details zuständig gewesen war. Tagelange umständliche Ermittlungen in den Niederungen der Polizeiarbeit, das war seine Sache gewesen.

»Wollen Sie nicht rangehen?«, fragte Frau Welterlin, sichtlich froh über die Unterbrechung. Aber da hörte das Handy schon auf zu vibrieren. Tretjak steckte es zurück in die Hosentasche. Seine Motorsäge, die immer noch auf

dem Terrassenboden lag, war ein schwedisches Fabrikat. Eine leuchtend rote Husqvarna mit 65 Zentimeter langem Sägeblatt. Tretjak stand von der Bank auf, nahm die Säge und durchquerte den Garten Richtung Schuppen, um sie dort zu verstauen. Er spürte, dass ihm die Blicke seiner Besucherin folgten. Als er zurückkam, setzte er sich wieder, lehnte sich zurück und sagte: »Schießen Sie los, Frau Professor.«

Drei Stunden später beobachtete Tretjak vom Küchenfenster aus, wie sich der wippende Strohhut wieder nach unten bewegte. Nach ein paar Minuten war er zwischen den Robinienbüschen verschwunden. Tretjak hatte sich Bedenkzeit ausgebeten, wie lange, darauf hatte er sich nicht festlegen wollen. Er hatte ihre Telefonnummern und all ihre Adressen, im Netz und im wirklichen Dasein.

Sophia Welterlin arbeitete am Europäischen Kernforschungszentrum CERN bei Genf. Sie leitete dort ein Projekt mit dem charmanten Namen »Casimir«, da ihr Forschungsgegenstand in Zusammenhang stand mit dem sogenannten Casimir-Effekt, benannt nach seinem Entdecker, einem holländischen Physiker. Welterlins Team arbeitete an einer Frage, die schon lange durch die Köpfe, Rechner und Labore der Wissenschaftler geisterte: Musste die Zeit eigentlich immer nur in eine Richtung laufen? Immer nur von der Vergangenheit in die Gegenwart und von der Gegenwart in die Zukunft? Die Einstein'schen Gleichungen, die so oft recht hatten, ergaben auch eine andere Möglichkeit: die gegensätzliche Laufrichtung. Was bedeuten würde, dass man sich von der Gegenwart in die Vergangenheit bewegen konnte oder von der Zukunft in die Gegenwart. Die meisten Physiker hielten diese Mög-

lichkeit nur für eine theoretische, die sich aus der Mathematik ergab, in der Praxis aber unsinnig war. Sie beriefen sich dabei auf die Paradoxien, die mit Zeitreisen verbunden waren: Was geschähe, wenn jemand in der Zeit zurückreiste und seine Eltern ermordete, bevor er selbst geboren wurde? Es gab aber auch eine Reihe von Physikern, die der Theorie und der mathematischen Präzision die größere Bedeutung zumaßen auf der Suche nach der Wahrheit.

»Und Sie?«, hatte Tretjak gefragt. »Auf welcher Seite stehen Sie?«

»Ich will herausfinden, wie es wirklich ist«, hatte Sophia Welterlin geantwortet. »Wenn die Zeit auch eine andere Richtung einnehmen kann, dann tut sie das vielleicht in einem anderen als unserem Universum. Aber dann muss es auch in unserem Universum Spuren dieser Möglichkeit geben.«

Sie hatte ihm erklärt, dass das Projekt »Casimir« es sich zur Aufgabe gemacht hatte, bei bestimmten großen Experimenten am LHC, dem weltgrößten Teilchenbeschleuniger, gewissermaßen als Trittbrettfahrer nach besonderen Spuren zu suchen – Spuren eines Teilchens, das Higgs Singlet genannt wurde und das theoretisch in der Lage war, in eine neue Raumzeitdimension zu springen. Mit Hilfe solcher Teilchen wäre es möglich, Botschaften in die Vergangenheit zu senden. Ein australischer Physiker hatte den Start des Projekts »Casimir« mit den Worten kommentiert, jetzt sei man endlich dabei, die Firewall der Erkenntnis zu durchbrechen.

»Wir arbeiten im Bereich einer Pikosekunde, also einer Billionstelsekunde« hatte Frau Welterlin gesagt. »Aber die Medien machen daraus Zeitreisen und rufen allerlei



Radikale auf den Plan, die entweder glauben, wir wollten die göttliche Schöpfung verändern oder in der Vergangenheit verlorene Kriege nachträglich gewinnen.«

Auf ihrem iPhone hatte sie eine Reihe von Dokumenten gespeichert, die alle ähnlich aussahen, dasselbe Layout hatten: Man sah ein großes Foto, darunter stand ein Satz geschrieben. Verschiedene Bilder, doch immer der gleiche Satz. »So etwas bekomme ich seit Monaten zugeschickt«, hatte sie gesagt, während Tretjak auf dem Display durch die Dokumente blätterte, »als E-Mail, im Kuvert im Briefkasten, ins Büro, nach Hause, sogar in den Ferien kriege ich von Kurierdiensten solches Zeug gebracht.«

Die Fotos zeigten schreckliche Dinge: die Leichenberge im Konzentrationslager Auschwitz, die brennenden Türme des 11. September, die Verwüstungen des großen Tsunami in Asien, den Reaktorblock von Tschernobyl, einen verkohlten Soldaten in der Wüste von Kuwait ... Und darunter stand immer nur ein Satz: *Don't touch the past, you won't survive. Fass die Vergangenheit nicht an, Du wirst es nicht überleben.*

Der Regler hatte die Menschen, die seine Dienste in Anspruch nehmen wollten, immer in einem bestimmten Lokal zum Abendessen getroffen. Aus seiner Sicht war es bei den Treffen immer nur um zwei Fragen gegangen: Warum ist diese Person hier? Und was genau will sie von mir? Manchmal war es den Leuten selbst nicht klar gewesen, und man hatte sie darauf bringen müssen. Tretjak hatte sich auf der Veranda immer wieder daran erinnert. Diese Physikerin schien eine Frau mit guten Nerven zu sein, nicht leicht aus der Ruhe zu bringen, schon gar nicht durch ein paar anonyme Sendungen dieser Art.

»Das ist alles nur der Rahmen, Frau Welterlin, nicht

wahr?«, hatte er gesagt. »Sie waren damit sicher schon beim Werkschutz des Forschungszentrums und bei der Polizei. Worum geht es wirklich?«

»Darum«, hatte sie geantwortet und weitere Bilder auf dem kleinen Display aufgerufen. Diesmal waren es Privatfotos, alle aus ihrem Leben, sie als Baby auf dem Schoß ihrer Mutter, als Schülerin bei einem Sportfest, als Rucksacktouristin in Griechenland, als Studentin auf einer Kokainparty, ziemlich desolat. 20, 30 Bilder. Darunter wieder der gleiche Satz: *Fass die Vergangenheit nicht an, Du wirst es nicht überleben.* »Ich habe keine Ahnung, wo jemand diese Bilder herhaben könnte. Manche kenne ich nicht einmal selbst«, hatte sie gesagt. Und ihm dann das letzte Bild gezeigt. Eine andere Frau, viel jünger, lachend vor dem Eingang zu einem Club.

»Es gibt zwei Punkte in meiner Vergangenheit, auf die ich nicht stolz bin und von denen niemand etwas weiß. Der eine ist auf diesem Bild. Ich habe keine Kinder, aber ich habe mal ein Kind geboren und es zur Adoption gegeben. Dies ist meine Tochter. Die das nicht weiß, die das auch nicht erfahren soll. Wer immer hinter diesen Drohungen steckt, er kommt mir sehr nahe. Ich habe Angst.«

»Und der zweite Punkt?«

»Darf unter gar keinen Umständen bekannt werden. Wenn Sie sich entscheiden mir zu helfen, werde ich es Ihnen erzählen.«

»Und an diesem Punkt kommt mein Bruder ins Spiel?«

»Nein. Ihr Bruder hat nichts damit zu tun.«

Mittwoch, 4. Oktober. Es war noch einmal richtig warm geworden, beinahe 25 Grad. Unten am See herrschte noch Badebetrieb mit Gummibooten und Beachballschlä-

gern. Man hörte das Gelächter als sanftes Rauschen bis in Tretjaks Küche. In den kommenden 58 Tagen sollte er sich noch mehrfach fragen, ob es eine Möglichkeit gegeben hätte, den Ereignissen zu entkommen. Aber hier und jetzt fragte er sich nur, was der Münchner Kripomann Gritz von ihm gewollt hatte.